

Wahrworte

Autor(en): **Stehr, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 11

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635744>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 11 — XIV. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerel, Bern

Bern, den 15. März 1924

Wahrworte.

Von Hermann Stehr.

Tausend kamen und verschwanden.
Jeder starb ein ander Sterben,
Anders hat er Gott verstanden,
Seinen Himmel, sein Verderben.

Maß und Regeln kennen jene,
Die ihr eigen Maß verloren.
Sei der Pfeil du deiner Sehne,
Stets sei nur aus dir geboren.

Andrer Kunst und andrer Klarheit
Sind für dich nur Mauersteine,
Die dir dienen, daß die Wahrheit
Deines Wesens rein erscheine.

Tausend kamen und verschwanden.
Jeder starb ein ander Sterben,

Anders hat er Gott verstanden.
Seinen Himmel, sein Verderben.

Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Bettingen.

Kulturgeschichtliche Novelle von Adolf Böglin.

6

Sie kamen beide darin überein, daß das alte Holzwerk weggerissen und eine ganz neue Bestuhlung hergestellt werden müsse; der Abt liebte die Klidereien ebensowenig als der Künstler. In den nächsten Tagen sollte er den Plan ausarbeiten und dem Abt kund tun, wie viele Tischmacher, wie viele Schnitzergehilfen und was für Hölzer zu beziehen seien; doch sollte er sich so viel Muße gönnen, als zu kluger Berechnung und klaren Entwürfen nötig sei. Der Abt selber veranlaßte ihn schon am dritten Tage, einige Stunden müßig zu schlendern, als er ihn einlud, der Aebtissin in Baden die Verpackung ihrer feinen Schnitzereien und Gemälde zu besorgen, was eine kundige Männerhand erfordere.

Wer den Künstler jetzt in gemessenem Gange dem Landvogteischloß zuschreiten sah, hätte in ihm eher einen Ratsmann als den Wanderburschen von vorgestern vermutet. Denn inzwischen war auch seine Kleidertruhe aus Zürich vom Abte besorgt worden, der er für den heutigen Tag und den Besuch bei Magdalena sein bestes Wamms, einen schwarzen Sammetrock und weiß und schwarz gestreifte Wollhosen entnommen hatte.

Im Stadthof ließ ihm die Aebtissin durch die Nonne bei seinem Eintritt ins Zimmer den breiten Hut abnehmen. Diese konnte nicht umhin, den feinen Sammet mit den silbernen Besammentschnüren allseitig zu befühlen, bevor sie ihn auf eine schön geschnitzte Truhe legte und sich leise entfernte.

Auch Magdalena gab ihrer Verwunderung über die stattliche Figur und das reiche Aussehen des Besuchers kind-

lich freudigen Ausdruck, während sich Hansjakob ihr gegenüber in die Fensternische setzte:

„Aber Meister, Ihr seid ja ein ganz neuer Mann geworden; seit wann gebt Ihr Euch mit solch' schönen Sachen ab?“

„Ei, Aebtissin, und Euch scheinen die schönen Sachen zu gefallen!“

„Meinen Augen gewiß! nicht meinem Herzen!“ entgegnete sie, nicht ohne zu fühlen, daß sie kein Kind sein durfte, daß für sie die irdischen Dinge farblos und abgestorben sein sollten. Und doch — was konnte denn ihr gesundes Auge dafür?

Auch Hansjakob tadelte im Stillen, daß er ihr diese kleine Schwäche aufgedeckt hatte und nahm wieder einlenkend das Wort: „Nein, Ehrwürdigste, Ihr dürft nicht glauben, daß ich mich mit solchen Eitelkeiten abgebe; diese Kleidung vom Hut bis zu den Schnallenschuhen ist ein Geschenk vom lieben Herrn Drelli zum Seidenhof in Zürich, dem ich lezt hin die heilige Handlung bei der Taufe seines ersten Kindes auf den Schweberahmen seines „Lotterbrettes“ geschnitzt habe. Er hatte seitdem eine solche Freude an der kleinen Schilderei, daß ihm, wie er mir erzählte, die sauberen Bildchen immer in seinem Nachmittagsschläfchen vor kamen und manchen guten Gedanken weckten. Dafür beschenkte er mich, und ich trage das Kleid mit einem gewissen Selbstgefühl gern. Oder sollte ich ein solches Geschenk, das aus dankendem Herzen kommt, nicht in Ehren halten?“

„Das müßt Ihr, und es entspricht ganz Eurer guten Gesinnung. Doch nun erlaubt mir die Frage, die Ihr